

Unser Planet.

B l ä t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 2. (II. Jahrg.) Dienstag, den 4. Januar.

1831.

Kinder und Dichter.

Kinder kosen mit den Sternen,
Greifen mit den zarten Händen,
Nah sich wähnend ew'ge Fernen,
Sie dem Himmel zu entwenden.

Möchten sie nach Hause tragen
Zu den bleiernen Soldaten,
Um sich in den nächsten Tagen
Hübsch mit ihnen zu beraten.

Und sie meinen, sie zu fangen,
Wenn sie bitten, eifrig haschen,
Und gewiß herabzulangen
In die Rock- und Hosentaschen.

Fangen sie nun keinen, keinen,
Will nicht Müh' und Bitte frommen,
Hört man bitterlich sie weinen:
Warum sie herab nicht kommen? —

Sind denn Dichter nicht auch Kinder?
Kosen sie ja doch und kosen
Mit den Sternen auch nicht minder,
Gleich wie mit den nahen Rosen.

Möchten sie hernieder langen,
Fröhlich dann mit ihnen spielen.
Festestes wähneth ihr Verlangen
Als das Nächste zu erzielen.

Möchten ihre Lieder schmücken
Mit der Sterne schönstem Glänzen,
Und wohl gar im Hochentzücken
Sich das Haupt mit Sternen kränzen.

Fangen sie nun keinen, keinen,
Will nicht Müh' und Bitte frommen,
Hört man bitterlich sie weinen:
Warum sie herab nicht kommen? —

Und nun hauchen ihre Lieder
Stille Sehnsucht, laute Klage,
Daß der Himmel nicht hernieder
Seine schönen Sterne trage. —

Kinder, Dichter macht nicht länger
Euch um jene Fernen Schmerzen;
Denn der Jugend und dem Sängers —
Glühn die Sterne ja im Herzen.

Ludwig Storch.

Erinnerung

an die höchstselige Großherzogin Luise u. s. w.

(Beschluß.)

Diese Drohung, die Sprache seines Bülletins, führte das Herzogthum an den Abgrund der Gefahr und dem ehrwürdigen Geschlecht des Kurfürsten Johann Friedrich schien nochmals ein Schicksal zu begegnen, wie es diesen Fürsten getroffen hatte; da hier, wie dort, die Ehre und das Recht die Triebfeder des Widerstandes waren, so schien mit dieser Ähnlichkeit die Geschichte auch den Ausgang wiederholen zu wollen. In dieser bangen Situation drangen am folgenden Morgen (16. Febr.) die Nachrichten von der Plünderung der Stadt und der Auflösung aller Bande des menschlichen Gesetzes unter den Soldaten zum Ohr der Herzogin Luise. Sie beschloß zu retten, was zu retten war, und schickte einen ihrer Kammerherren zu Napoleon, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und eine Audienz zu verlangen. Diese Aufmerksamkeit schmeichelte dem Ueberwinder so, daß er sich bei der Fürstin zum Frühstück einlud. Kaum war er in ihr Zimmer getreten, als er durch Fragen die Erläuterung seines gestrigen dictatorischen Ausrufes geben zu wollen schien. Wie konnte Ihr Gemahl, begann er, gegen mich Krieg führen? — Sir! Sie würden ihn nicht mehr achten, wenn er anders gehandelt hätte, entgegnete die Herzogin. — Wie so? fragte er. — Seit dreißig Jahren, erwiderte sie, ist mein Gemahl General in preussischen Diensten; der Augenblick, wo der König gegen einen so mächtigen Feind wie Eure Majestät zu kämpfen hatte, war nicht der Moment, ihn mit Ehren verlassen zu können. — Diese Antwort, die eben so viel Geist und Würde zeigte, als sie dem Stolz des Gewalthabers schmeichelte verfehlte die Wirkung nicht. Aber wie kommt es, fragte er, daß sich der Herzog mit Preußen verbunden? — Sie werden wissen, Sir, entgegnete die Herzogin, daß die jüngeren Linien des sächsischen Hauses immer dem Beispiel des Kurfürsten

gefolgt sind, seitdem die Politik dieses Fürsten sich mehr auf die Seite Preußens, als Oesterreichs neigte, konnte der Herzog sich nicht von dem Haupte des Hauses trennen. — Mit jedem Wort der Unterhaltung stieg die Ehrfurcht des Eroberers gegen die Fürstin, endlich rief er mit Bewunderung ihres Geistes aus: Fürstin, Sie sind die verehrungswürdigste Dame, die ich jemals kennen gelernt habe. Sie, Sie allein haben das Herzogthum gerettet! Zu gleicher Zeit gab er den strengsten Befehl, das Land zu schonen, unterzeichnete einen Traktat, der die Erhaltung des Herzogthums sicherte, und konnte seitdem nie von dieser Fürstin ohne tiefe Bewunderung für ihren erhabenen und schönen Charakter sprechen.

Gibt es ein glänzenderes Zeugniß für die Verdienste einer Fürstin, wenn man die Thränen der Armen ausnimmt, die dem großen Verluste geweint werden?

Der Herr Generalsuperintendent Dr. Röhr in Weimar theilt zwar in dem Anhang zu seiner Gedächtnispredigt eine mündliche Aeußerung dieser Fürstin mit, wonach sie die Glaubwürdigkeit dieses in französischen Memoiren befindlichen Berichtes aus dem einfachen Grunde in Zweifel stellt, weil ihre Unterredung mit Napoleon keine Zeugen gehabt habe. Aber die Folgen wie die Bewunderung dieses Herrschers sind faktisch und was seine Umgebung aus seinen Aeußerungen so leicht sich zusammenfegen konnte, hat die zarte Bescheidenheit, die über die laute Stimme des Ruhms erröthete, vielleicht nur mit leisen Zweifeln verhüllt.

Matthißen windet in seinen 1826 an Haug geschriebenen „Tagesberichten“ — da wo er aus Weimar von der höchstseligen Großherzogin spricht, eine Blume dankbarer Anerkennung in den Tugendkranz dieser verehrungswürdigen Fürstin. Sie legte in der Unterredung mit Matthißen auf ihre Verdienste für die Landesrettung im Jahre 1806, auch nicht den allergeringsten Werth. „Das sei ganz natürlich“ meinte sie, daß der Mensch, besonders in bösen Tagen, da Stand halte, wo die Pflicht ihm seinen Posten anweise, und sie begreife gar nicht, wie man soviel Aufsehens von einer Sache habe machen können, die sich von selbst verstehe.“ Da läßt sich mit Wahrheit sagen:

aux âmes généreuses
les plus grands sacrifices sont choses peu douteuses.
Karl Panse.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Unter die Zahl der Verehrer der Accoramboni gehörten aber zwei ernste, beinahe zu fürchtende Bewerber. Der Eine war der Graf Paganelli. Seine ganze Familie war durch die Familie der Ursini aus Neapel vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden. Er selbst war als Knabe mit seinen Anverwandten nach Frankreich gegangen, wo diese wohl aufgenommen worden waren und wovon Einige schon wieder hohe Ämter bekleideten. Er hatte gehört, wer Schuld an dem Un-

glück der Seinen gewesen, er hatte mit Freuden gehört, daß die Feinde seines Hauses oder ihre Söhne und Töchter noch lebten, und war mit rachefochendem Herzen wieder nach Italien gegangen, um jede Gelegenheit zu ergreifen, dem weitverbreiteten Geschlecht der Ursini zu schaden, und wenn er es vermöchte, sogar ihren Untergang herbeizuführen. Das ruhte aber tief verborgen in seinem Herzen. Und mit verstellter Verköhnung, oder mit vorgeblicher Unkunde jener Begebenheiten hatte er sogar in Padua mit dem Haupte des Lodovico Ursini, dem Herrn von Monterotondo, Prinzen von Ascoli, Bekanntschaft gesucht und geheuchelte Freundschaft gemacht, da diese Ursini, ohne jene starken Antriebe zur Rache, welche neue noch lebhaft empfundene Beleidigungen oder Befürchtungen einflößen, dem angenehmen, unschuldigen Manne, der in seine Heimath als ein Fremder kehrte, sogar manche Gunst erwiesen, und durch neues anerkanntes Gute altes unbekanntes Böse gut machen wollten. Ja es fehlte wenig, daß er nicht Lodovico's Schwester Valeria zur Gemahlin empfangen hätte, wozu ihm besonders Lodovico's Frau, Guilia Savelli, allen möglichen Vorschub gethan. Aber entweder lebten Mädchenaugen schärfer, und je unschuldiger desto richtiger als man annimmt, und Valeria hatte also einen geheimen Abscheu vor dem Geheimen in seinem Auge und Herzen empfunden, oder war er ihr zu häßlich gewesen. Denn er bedurfte längeren Eingangs in einem Hause, ehe sich die Augen so an ihn gewöhnen konnten, daß nicht sein Leib bloß mehr gegenwärtig erschien, sondern auch sein Verstand anfang zu gelten, seine großen Fähigkeiten zu glänzen begannen, besonders aber, daß auch seine Zunge wirken konnte mit der feinsten gewandtesten Rede, die beinahe unwiderstehlich war. Und seine Mängel, wie diesen seinen fast alle andern Gaben weit überbietenden Vorzug sehr wohl erkennend, war er in den ersten Tagen und Wochen jeder neuen Bekanntschaft mit dem größten inneren Muth und der sichersten Ruhe geduldig, begnügt und bescheiden, so daß dieses sein Betragen ihm schon die meisten Herzen gewann. Jetzt war Paganelli mit Raimondo Ursini, dem jüngeren Bruder des Lodovico Ursini, Prinzen von Ascoli, von Padua heimlich nach Rom entwichen, weil Raimond als ein verwogener junger Mann, voll Stolz auf seine mächtige Familie, aus Lasterhaftigkeit, Gewissenlosigkeit und Uebermuth ein Mädchen erstochen hatte, welches so edel gewesen war, ihn zu verschmähen. Mit diesem Anfange war Paganelli zufrieden, und der heftige Raimond schien ihm sehr brauchbar. Es fehlte beiden nicht an vielem Gelde, denn Raimond erhielt es aus Padua von seinem Bruder Lodovico, Paganelli aber von seiner Familie aus Frankreich. Der schönen Virginia Accoramboni gegenüber hatte er aber alle sein Vorgehen vergessen; ihr holdes Wesen, von welchem ihre bezaubernde Schönheit ihm nur die unbegreifliche, gleichsam durchsichtige Hülle schien, hatte ihn gebannt, alle seine andern Gefühle und unnatürlichen Bestrebungen getilgt

oder niedergehalten, und ihn nur mit dem einzigen Wunsche heiß und ganz durchglüht: Ihrer werth zu sein. Und wollte er Ihrer nur schon nicht unwerth erscheinen, wie gut, wie lieb, wie schön mußte er sein! Und er nahm es sich vor; zum Zeichen, daß die Schönheit eine wirkliche Kraft ist, feiner als Aether in das Herz dringend und sich mit dem Blute vermischend; und mächtiger als Licht, welches bloß belebt, und Keime zu blühen treibt; aber die Schönheit senkt auch die Keime des Guten zugleich ins Gemüth. Was er sich aber nicht vornehmen konnte — wie eine Maske — das war: schön zu sein. Und so war seine Liebe mit der Verzweiflung aufgewachsen, und hier war seine verwundbarste Stelle. In manchen Augenblicken gönnte er Virginia daher seinem römischen Freunde und Mitbewerber, dem Grafen von Anguillara, Herzog von Bracciano: Paolo Giordano Ursini, als Ersatz für seine gestorbene Gemahlin Maria von Medicis, Cosmus des Ersten, Großherzog von Toskana Tochter. In andern Augenblicken gönnte er sie ihm als Stiefmutter für seine beiden Kinder, seinen Sohn Virginio, und seine Tochter Eleonore. Daraus konnte viel Unheil entstehen; denn Virginio, schon 14 Jahre alt, war sehr schön und sehr frech, und ohne alle Liebe zu seinem Vater, der

schon 41 Jahre zählte, ein großer und schöner Mann — gewesen war, jetzt aber nur noch das Talent eines schönen Mannes, seine Gewohnheit, sein blasser Schatten geblieben, der im Grunde des Herzens mit keinem Fädchen mehr mit der Welt zusammenhing, als mit den schönen Schöpfungen der Kunst, und auch mit diesen nur, in sofern sie sich auf seine frühern Leidenschaften, Genüsse und Wünsche bezogen, oder sie rein und schön — ihm süß und unrein noch einmal vor die Sinne brachten. Unter diesen Umständen konnte die, noch von manchem andern tapfern und reichen Manne leidenschaftlich, also immer gefährlich geliebte Virginia, welche noch kaum 20 Jahr alt war, den Paolo vielleicht ja vermuthlich in große Gefahr stürzen, oder wenn auch nur in Sorge und Unruhe durch Eifersucht, wenn sie selbst auch noch so treu und ihm hold war — und ein Ursini weniger war glücklich; und zwischen „nicht glücklich“ und „unglücklich“ ist bei stolzen Gemüthern, wie bei Paolo Ursini, kein haarbreiter Unterschied. Hätte Graf Paganelli aber Virginia zu erwerben vermocht, so wäre er mit ihr nach Frankreich gezogen, und hätte für Unglück und Rache gern Liebe und Glück sich eingetauscht.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

2.

Die Ereignisse der neuern Zeit in Leipzig.

Man hat sich vielfach darüber gewundert, wie bei der oben angedeuteten Schlafheit, Muthlosigkeit und Friedfertigkeit der Leipziger hier ein Volksaufstand hat entstehen können. Man hätte geglaubt, ganz Deutschland müsse vorerst in Flammen des Aufrehrs stehen, ehe man in Leipzig Feuer anschlüge. Allein man hat das Kind unrecht getauft und dadurch ist man irre an ihm geworden. Wenn ein Haufen Lehrlinge, Gesellen, Handarbeiter und Leute aus der untersten Hefe die Häuser einiger übermüthigen Subalternen, dann eines Monnes, der übrigens unbescholten und nur durch eine keineswegs verbrecherische Handlung den Haß jenes Haufens auf sich geladen, und endlich einiger Spielunken der Liederlichkeit zerstörte, so kann man dies doch unmöglich einen Volksaufstand nennen? Es war eine Selbststrafe für persönliche Beleidigungen. Selbst an den Abenden, wo es keine Regierung mehr in der Stadt gab, sprachen die Stimmführer des empörten Haufens nur von den unerheblichsten Dingen, so z. B. daß jene übermüthigen Subalternen den und jenen „Er“ titulirt, einen Empfindlichen mit dem Gefängnisse bedroht, an einem Andern die Drohung in Erfüllung gebracht u. s. w., ferner von Strafgebern für kleine Vergehungen, von eisernen Bettstellen, die der Magistrat habe außerhalb der Stadt machen lassen u. s. w., dies war die Veranlassung zu dem Lärm, dies der Lärm selbst. Wenn aber nun die Behörden, im Bewußtsein mancher Schuld, in den Augenblicken der scheinbar drohenden Gefahr das Rudel

fallen ließen, und zur Verhinderung einer gänzlichen Anarchie sich hülfeslehend an die Bürgerschaft wandten, so gewann in diesem Augenblicke die Sache eine ganz andere und eine höchst wichtige Bedeutung. Lang gehegter Unwille über vielfach erlittene Willkür brach aus; doch wurde dieser Unwille nicht zur Furie, sondern forderte mit Ernst und Verstand die Rechte des freien Bürgers. So ist es denn gekommen, daß man die Gelegenheit bei den Haaren ergreifend und aus der Noth eine Tugend machend — allerdings nach einem jesuitischen Grundsatz — sich schlechter Mittel zu guten Zwecken bedient hat. Freilich waren die Thatfachen schon geschehen, als man daran dachte, sie als Mittel zu benutzen. Wie nun oft selbst der Mangel einer ungern vermisten Sache doch irgend etwas Gutes bewirken kann, so geschah es hier, daß die Volkscharakterlosigkeit eine wirkliche Revolution verhinderte.

Man hat nun zeither vieles geredet und geschrieben über Abhülfe aller Uebel des Vaterlandes, man hat den hier wie überall mit enthusiastischer Liebe aufgenommenen Prinzen Mitsregenten von Sachsen mit Lobreden und Lobgedichten überschüttet, man hat gegenseitig heilige Versprechungen gethan und empfangen, man sagt auch stets, daß gar fleißig an der Zufriedenstellung Aller, an einer gänzlichen Reform des Regierungsverfahrens in Sachsen gearbeitet werde, bis jetzt ist aber noch nichts Näheres darüber verlautet, und schon erheben sich deshalb unwillige Stimmen. In Paris waren vierzehn Tage hinreichend, die ganze Regierungsform zu vollenden. Der übertriebene Presszwang hat indeß nachgelassen, seit an der Stelle des Ministers von Castelfel der hochherzige Bernhard von Lindenau am Staatssteuer sitzt.

Eine unmittelbare Folge der hiesigen Unruhen war auch die höchst merkwürdige Feier des Reformationsfestes hier. So sehr auch öffentliche Aufzüge in unserer Zeit ihre Bedeutung verloren haben, so hat man es doch für zweckmäßig gehalten, gerade durch solche Aufzüge das Fest zu verherrlichen. Es hat sich dabei hier und da ein Geist geregt, wie man ihn sonst wohl vergebens in Leipzig gesucht, und der sich, sehr verschieden von dem oben erwähnten unnützen Gerede, mit einem richtigen Verständniß wahrer Freiheit und der dem Staatskörper wie dem Staatsgeiste (der ja nicht allein aus dem Willen und der Einsicht der Regierenden, sondern auch der Regierten besteht) notwendigen Bewegung und freier Lust, damit neues Blut und junge Seelen sich bilden und werden, ausgesprochen hat. Vor allen nennen wir hier ein Gedicht zur Feier des Reformationsfestes von C. Ditlepp, welches mit poetischem Schwunge die wunden Stellen Sachsens trefflich andeutet und zugleich den Balsam nennt, der darauf geträufelt zur fröhlichen Heilung verhilft. Herr Ditlepp, ein hier lebender Privatgelehrter, hat bei der Gelegenheit nicht allein in diesem Gedichte, sondern auch in einigen andern in der Sachsenzeitung mitgetheilten die frohe Hoffnung aller wahren Patrioten erregt, in ihm einen für die heilige Sache des Volks hochbegeisterten Volksdichter auferstehen zu sehen. Wir entlehnen zur Rechtfertigung dieser Hoffnung zwei seiner Lieder aus der sich immer mehr zum Volksblatte gestaltenden Sachsenzeitung, welche wir für die gelungensten halten.

An die Katholiken.

Katholiken! Katholiken!
Ach, wenn sinkt die Scheidewand?
Wann wird endlich uns umstreichen
Das ersehnte Liebesband?
Gerne möchten wir es schlingen
Und Euch ziehn an unser Herz;
Aber — ach! „wie soll's gelingen?“
Fragen wir in tiefem Schmerz.

Katholiken! Katholiken!
Fleht an dem Bunde mit!
Fleht mit! Nur dann kann's glücken;
Dann begegnet Schritt dem Schritt,
Uns're Arme seht Ihr offen,
Herzlich bieten wir den Gruß;
Laßt uns nicht vergeblich hoffen,
Nehmt und gebt den Bruderkuß!

Katholiken! Katholiken!
Gebt der reinen Lehre Raum!
Nur die Wahrheit kann beglücken,
Nicht des Irrthums bunter Traum.
Nur was Christus hat gelehrt,
Macht Euch selig; nicht der Mann,
Der die Bibel Euch verwehret
Und die Wahrheit thut in Bann.

Katholiken! Katholiken!
Ach, so brecht die Fesseln doch
Lasset Euch nicht länger drücken
Von des Papstes Eisenjoch!

Folget des Verstandes Sonne!
Thut die alte Nacht von Euch!
Athmet Freiheit! Kühlt Wonne
In des heitern Lichtes Reich! —

Protestanten! Protestanten!
Und nun auch an Euch ein Wort;
Großen Kampf habt Ihr bestanden,
Seid geschritten fort und fort;
Wüthet nicht auf Eure Brüder,
Christen sind sie ja wie Ihr,
Sind desselben Hauptes Glieder,
Führen mit Euch ein Panier.

Protestanten! Protestanten!
Raset nie mit Schwert und Mord
Auf die Glaubensanverwandten;
Euer Schwert sei nur das Wort!
Hat sich Herz zu Herz gefunden,
Dann folgt auch die Hand wohl nach,
Brüder! — und — wir sind verbunden;
Kam' doch bald der schöne Tag!

Unser Baum.

In Sachsen, in Sachsen,
Ist ein Baum gewachsen,
Von Wurzeln stark,
Im Stamme Mart,
Mit grünen Zweigen,
Die Früchte zeugen
Mit goldnem Schein,
Und seine Krone sieht man steigen
In den Himmel hinein.

Viel Felsen, viel Felsen,
Thät man auf ihn wälzen,
Da er begann
Zu keimen heran;
Doch wollt's nicht glücken
Ihn zu erdrücken,
Man sah, man sah,
Mit staunend überraschten Blicken,
Bald stand er als Ceder da.

Nach oben, nach oben
Hat er sich erhoben
So flugs, so flugs;
Ein Wunderwuchs!
Die Aerte, die Sägen
An ihm zerbrechen;
Ob man sich müht,
Er läßt nicht fallen sich noch schwächen.
Er grünt, er blüht!

In Sachsen, in Sachsen,
So lasse man den Baum denn wachsen!
Wer ihn bedroht,
Den schlägt er todt;
Laßt ihn sich breiten
Nach allen Seiten
Und jedem Raum,
Daß uns die Völker all' beneiden
Um unsern Baum!

(Fortsetzung folgt.)